

HEYNE <

Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM:

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2033*

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2034*

Andrej Džakov: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

Andrej Džakov: *Die Reise in die Dunkelheit*

Sergej Antonow: *Im Tunnel*

Tullio Avoledo: *Die Wurzeln des Himmels*

Andrej Džakov: *Hinter dem Horizont*

TULLIO AVOLEDO

**DIE WURZELN
DES HIMMELS**

Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys
METRO 2033-UNIVERSUM

Aus dem Italienischen
von Andreas Brandhorst

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der italienischen Originalausgabe
LE RADICI DEL CIELO



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 7/2013

Redaktion: David Dreves

Übersetzung des Vorworts von Dmitry Glukhovsky:
Andreas Brandhorst

Copyright © 2011 by Dmitry Glukhovsky

Copyright © 2013 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31475-7

www.heyne-magische-bestseller.de

DMITRY GLUKHOVSKY

DAS METRO 2033- UNIVERSUM

In meinem Roman METRO 2033 haben die wenigen Überlebenden des Letzten Krieges in den Tunneln und Bahnhöfen der Moskauer Metro Zuflucht gesucht, dem größten Luftschutzbunker der Welt.

Zwanzig Jahre sind vergangen, seit Atomraketen und biologische Waffen die Zivilisation ausgelöscht haben. Die Menschen in der Metro können nie an die verstrahlte Erdoberfläche zurückkehren – und wollen es auch gar nicht. Sie werden nie wieder das Licht der Sonne sehen, und es gibt keine Möglichkeit für sie, ihre Freunde und Verwandten zu beerdigen ...

Funkverbindungen mit anderen Städten oder Ländern gibt es nicht, auch das Internet ist seit zwei Jahrzehnten tot. Man erzählt sich Geschichten von Funkern, die verzweifelte Notrufe aus fernen Regionen empfangen, aber das sind nur Legenden. Die Überlebenden halten die Metro von Moskau für das letzte Bollwerk der Menschheit in einer zerstörten, von Mutanten heimgesuchten Welt.

In meinem Buch METRO 2033 gehe ich nicht auf die Ereignisse im Rest der Welt ein. Was in Amerika und Europa, in China und Afrika, in Australien und Japan geschah, bleibt ein Geheimnis. Doch jene Welt ist da draußen: riesig, unerforscht und gefährlich. Sie hat sich von uns Menschen befreit und führt jetzt ein seltsames eigenes Leben. Sie ruft uns, sie fordert uns auf, aus den Tunneln zu kriechen, denn sie will uns die Erde zeigen,

die wir verloren haben, damit wir sie erkunden und neu erobern, wenn wir mutig genug sind.

Ich bin oft von Lesern gefragt worden, wie es ihren Städten und ihren Heimatländern erging, und gelegentlich treten junge Autoren an mich heran und sagen: Ich würde gern einen Roman über meine Stadt schreiben, angesiedelt in deinem Universum, in der Welt von METRO 2033.

Von Anfang an, seit dem Beginn im Web, war METRO 2033 ein interaktives Projekt. Meine Leser konnten die Entstehung der Geschichte live auf der Homepage des Romans verfolgen; ihre Kommentare und Anregungen veränderten sie, machten sie präziser und weniger vorhersehbar.

Vor einigen Jahren, nachdem man mich erneut nach den Ereignissen in Sankt Petersburg gefragt hatte, und als die Möglichkeit bestand, dass ein junger Autor eine Geschichte darüber schreiben könnte, dachte ich mir: Lasst uns das interaktive Projekt fortsetzen und in ein großes Spiel verwandeln. Erforschen wir gemeinsam das METRO 2033-Universum. Lasst andere Autoren ihren Teil dieser Welt beschreiben.

Inzwischen sind zahlreiche Romane erschienen. Alle spielen im Jahr 2033, in der Welt von METRO 2033. In Russland, in Sankt Petersburg, Sibirien und dem Ural – und jetzt auch in Italien!

Ich bin stolz darauf, dass ein so ausgezeichnete Autor wie Tullio Avoledo beschlossen hat, an unserem Projekt mitzuwirken und zu erzählen, was in Italien nach dem Letzten Krieg geschehen ist und was dort heute passiert, im Jahr 2033.

»Die Wurzeln des Himmels« ist ein wundervoller Roman und auch ein großartiger Anfang für das METRO 2033-Universum in Italien. Es sollen weitere Romane von anderen internationalen Autoren folgen, mit Geschichten über Moskau und Sankt Petersburg, über England, Kuba, die Vereinigten Staaten und andere Länder.

Willkommen an Bord! Und bitte denken Sie daran: In der Welt von METRO 2033 sind Sie nicht einfach nur Leser. Sie können diese Welt zusammen mit uns erschaffen – wir bitten Sie sogar darum! Dadurch wird unser Universum so lebendig und greifbar wie die »wahre« Welt. Und dies ist erst Tag eins unserer gemeinsamen Schöpfung. Mit ein bisschen Glück haben wir eine ganze Woche für die Erschaffung einer Welt, die der real existierenden in kaum etwas nachsteht.

Eine Stelle auf der Weltkarte des Jahres 2033 taucht jetzt aus dem Nebel des Geheimnisvollen auf. Ich sehe das Kolosseum, den Vatikan ... Ja, es ist *Rom* ...



TULLIO AVOLEDO

**DIE WURZELN
DES HIMMELS**

Zum Gedenken an meinen Vater

INHALT

PROLOG: In der Stadt des Lichts	15
1 Von Menschen und Ratten	19
2 Durch den Staub	34
3 Hinter jedem großen Vermögen steht ein Verbrechen	53
4 Hinaus!	75
5 Monsterparade	92
6 Die Drachen von Eden	102
7 Das Siegel des Fischers	114
8 Paukenmesse	131
9 Offenbarungen	145
10 Die Felder des Herrn	157
11 Anstelle des Polarsterns	168
12 Worte an der Mauer	177
13 Ein Gott der Vergangenheit	190
14 Geister	197
15 Die Autostrada del Sole	213
16 Der schwarze Turm	222
17 Der Dachboden	235
18 Wo die Toten sind	240
19 Gottes Werk?	250
20 Die verbotene Stadt	263
21 Das Museum des Herzogs	285

22	Eine Vision	305
23	In den Händen von Feuerfresser	313
24	»Die größte und schnellste Kirche Gottes auf Rädern!«	327
25	Die Erde des Morgen	341
26	Die Festung	367
27	Das Fest der Läuterung	386
28	Trotz alledem	403
29	Abschied	418
30	Das Ende der Jagd	425
31	Wohin fliegen wir?	432
32	Der tote Wald	436
33	Venedig	447
34	Die Katze	467
35	Geister	476
36	Der Tanz	485
37	Was übrig ist	497
38	Doktor Livingstone, nehme ich an	520
39	Familientreffen	529
40	Die Insel der Toten	545
	 EPILOG: Der Anfang und das Ende	 577
	 Anmerkungen	 589

*O Gott! Wie rette ich schier
Nur eins vor der Welle Gier?
Ist, was wir scheinen und schaun im Raum,
Nur ein Traum in einem Traum?*

EDGAR ALLAN POE,
Ein Traum in einem Traum

*Lazarus, Lazarus
Why all the tears?
Did your faithful chauffeur
Just disappear?*

CONOR OBERST, *Milk Thistle*

PROLOG

IN DER STADT DES LICHTS

Die Schritte der Jäger klingen wie der Trommelschlag vor einer Hinrichtung.

Es sind drei.

Ihre Rufe übertönen das Pfeifen des Winds, der über die alten Mauern streicht.

Sie versuchen nicht, sich zu verbergen.

Sie sind schnell, entschlossen und selbstsicher.

Ich bin unten im Brunnen versteckt und höre sie kommen.

Lautlos drücke ich mich an die kalte, feuchte Wand und versuche, unsichtbar zu werden. Ich sehe nicht nach oben, wo sich im Zwielflicht die runde Öffnung des Brunnens abzeichnet. Der Wind treibt Schneeregen vor sich her, formt daraus einen grauen Vorhang – das weiß ich, ohne ihn zu sehen. Ich weiß auch, dass die Wolken über der toten Stadt ein anderes Grau zeigen.

Ich dränge mich an die Wand, so wie ich als Kind unter die Bettdecke gekrochen bin, aus Furcht vor Ungeheuern und Monstern.

Jetzt gibt es sie wirklich, die Ungeheuer und Monster, und sie sind hinter mir her.

Ich kann nicht mehr hoffen, dass mein Vater sie verjagt, indem er das Licht einschaltet. Er ist nicht mehr da, ebenso wenig meine Mutter, in deren Umarmung ich damals flüchten konnte.

Pulsierender Schmerz kommt von der Wunde dicht unter der Schulter, aber der Schmerz scheint jetzt fern zu sein. Es fühlt sich

an, als sei mein Arm fünf Meter lang. Die Kugel hat ihn durchschlagen und ein Loch darin hinterlassen. Ich habe einen Lappen hineingestopft, um die starke Blutung zu stoppen.

Meine Kraft hat mich verlassen.

So oft ich mir diesen Moment auch vorgestellt habe, ich bin nicht auf ihn vorbereitet. In einem Brunnen zu sterben, in einer Stadt voller lebendig gewordener Albträume ...

Tausend zusammenhanglose Erinnerungen gehen mir durch den Kopf, wie die Splitter eines zerbrochenen Spiegels.

Der verrückte Gottschall und seine Kirche auf Rädern.

Der Wald aus alten Baumstämmen.

So erschien mir die Stadt des Lichts, als ich sie zum ersten Mal sah. Als ich zum ersten Mal an ihren trockenen Kanälen entlangwanderte. Die alten Pfahlbauten, auf denen die Gebäude ruhen, erschienen mir wie ein Wald aus Wurzeln.

Wurzeln des Himmels.

Und dann das Skelett des Meeresungeheuers. Die Masken. Der Tanz der toten Seelen beim Palazzo ...

Alessia.

Die perfekte Illusion ihrer sanften Finger auf meiner fiebrigen Haut.

Das Geräusch ihres Lachens, wie das Wasser einer Kaskade.

Die Schritte sind nur noch wenige Meter vom Brunnen entfernt. Gleich beugen sich die Verfolger über den Rand und blicken zu mir herab.

Sie werden das Licht ihrer Taschenlampen nach unten richten und mich sehen.

Ich schließe die Augen.

Ich erinnere mich daran, wie alles begann. Nur einige Wochen sind vergangen – mir erscheinen sie wie Jahrhunderte.

In jener kurzen Zeit bin ich um tausend Jahre gealtert ...

Es begann im dreiundvierzigsten Jahr meines Lebens in Rom, weit von hier entfernt.

Es begann in der Calixtus-Katakombe. Ein alter Ort des Todes, ins Leben zurückgeholt.

Beziehungsweise in das, was wir heute Leben nennen.

Ein scharfer Geruch von Staub lag in der Luft des Zimmers, in dem sie mich warten ließen ...

1

VON MENSCHEN UND RATTEN

Ein scharfer Geruch von Staub liegt in der Luft des Zimmers, in dem sie mich warten lassen ...

Es riecht nach Staub und Kerzenfett. Früher einmal bestanden die Kerzen, deren Licht einst auf diese eintausendsiebenhundert Jahre alten Fresken fiel, aus reinem Bienenwachs. Heute stellen wir sie aus dem her, was sich auftreiben lässt: aus Paraffin, Stearin und nicht nur tierischem Fett. In unserer neuen Welt werfen wir nichts weg, weder Körper noch Ideen.

Wir entdecken die Vergangenheit neu. Die früheren Techniken und Methoden. Wie zum Beispiel die Herstellung von Kerzen und Armbrüsten, oder wie man Ratten das Fell abzieht und es gerbt.

Es ist wie eine Zeitreise in die Vergangenheit. Andererseits, auch die Welt vor dem Tag des Leids machte nichts anderes, als die Erfindungen der Vergangenheit neu zu entdecken. Schon damals waren wir Zwerge auf den Schultern von Riesen, Parasiten der Vergangenheit.

Das Echo eines gregorianischen Chorals reicht manchmal bis hierher, klar und rein selbst am Ende seines Weges durch Kirchenkeller und Kurven.

Die steinerne Sitzbank ist unbequem. Die beiden Schweizergardisten rechts und links der Tür wirken müde. Sie wahren Haltung, aber in ihren Blicken zeigt sich deutliche Langeweile. Man nennt sie noch immer Schweizergardisten, obwohl sie mit den in

operettenhafte Uniformen gekleideten Soldaten von einst überhaupt keine Ähnlichkeit haben. Sie tragen keine Hellebarden mehr, sondern eine praktische automatische Pistole im aufgeknapften Halfter. Vorbei die Zeit der auffallenden bunten Uniformen, die einer – sicher falschen – Legende nach Michelangelo entworfen haben soll. Die einzigen Reste der Medici-Farben Blau, Rot und Gelb sind drei schmale Bänder auf den Brusttaschen der Tarnanzüge. Darüber ist ein Wappen aus grauem Stoff aufgenäht, mit den gekreuzten Schlüsseln Petri unter einem Baldachin: das Symbol der Sedisvakanz. Rom ohne Papst.

Es vergehen fast zwei Stunden, bis sich die Tür des Kardinalbüros öffnet, und endlich lässt mich die Wache eintreten.

Der Kardinal und Camerlengo Ferdinando Albani ist ein kleiner, pummeliger Mann mit dicken Wurstfingern. Fettleibigkeit sieht man in diesen Zeiten selten.

Vielleicht drücke ich ihm etwas zu lange die Hand, denn er zieht sie mit einem Ruck zurück.

»Kommen Sie herein, Pater Daniels. Bitte entschuldigen Sie, dass ich Sie nicht früher empfangen habe, aber ich musste mich um eine dringende Angelegenheit kümmern.«

Der Kardinal setzt sich hinter einen großen, alten Schreibtisch, der sehr schwer zu sein scheint. Ich frage mich, wie viel Mühe es gekostet hat, ihn hier herunterzubringen. Wie viele Leben. Auch der Bücherschrank hinter ihm wirkt sehr alt und enthält in Leder gebundene Bücher. Es stehen mindestens zweihundert hinter dem gravierten Glas. Wahrscheinlich ist es die größte Büchersammlung, die das Leid überstanden hat.

Ich bin zum ersten Mal hier. Der Kardinal lächelt, als er bemerkt, dass ich zur hohen Decke sehe und ihre alten Fresken betrachte.

»Interessieren Sie sich für Kunst?«

Ich räuspere mich. »Nicht mehr.«

Albani deutet auf ein Bild in einem kleinen Abschnitt der Decke: Jesus mit dem Evangelium in der Hand. »Christus Pantokrator«,

sagt er mit einem Stolz, der mir übertrieben erscheint, denn das Fresko ist alles andere als ein Kunstwerk.

Der Kardinal zeigt auf das Bild daneben. »Der heilige Urban, Papst und Märtyrer.«

Albani steht auf, wobei der Stuhl unter ihm knarrt, und geht zur Wand links vom Schreibtisch.

»Bevor dies zu meinem Arbeitszimmer wurde, war es die Krypta der heiligen Cäcilia. Ihr Sarkophag stand hier. Ich zeige es Ihnen.«

Langsam zieht er einen Vorhang aus rotem Samt beiseite. Dahinter kommt eine Nische zum Vorschein. Das Licht der Kerzen fällt auf die marmorne Statue einer mit dem Gesicht zur Wand liegenden Frau.

Die Stimme des Kardinals bekommt einen beinahe melodischen Klang, als er sagt:

»Die heilige Cäcilia ... Der große Bildhauer Stefano Maderno stellte sie so dar, wie sie bei der Sargöffnung um 1599 gefunden wurde. Achten Sie auf die Finger. Bei der rechten Hand drei gestreckt und bei der linken einer. Selbst im Tode blieb die Heilige der Tradition treu und zeigte ihren Glauben an die Einheit und Dreifaltigkeit Gottes. In dieser Nische stand ihr Sarkophag bis zum Jahr 821.«

Der Kardinal seufzt und zieht den Vorhang wieder zu.

»Diese Statue ist leider nur eine Kopie. Das Original ...«

Er vollführt eine Geste, die der Oberfläche gilt, und fügt ihr ein Schaudern hinzu.

Für immer verloren, lautet seine Botschaft.

Wie alle Dinge oben.

Albani setzt sich wieder an seinen Schreibtisch.

»Möchten Sie etwas trinken?«

Ich schüttele den Kopf.

»Nein, danke.«

»Ich glaube, wir haben noch den einen oder anderen Teebeutel. Wie wäre es mit einer Tasse?«

»Besser nicht. Ich habe lange genug gebraucht, den Geschmack von Tee oder Kaffee zu vergessen. Lassen wir die alten Sehnsüchte ruhen.«

»Also Wasser«, sagt der Prälat und lächelt.

Er klatscht zweimal. Hinter einem Vorhang auf der gegenüberliegenden Seite des Raums tritt ein Alter hervor, sein dunkler Anzug so verschlissen, als stammte er von irgendeinem Müllhaufen.

»Anselmo, bitte sei so nett und bring Pater Daniels frisches Wasser und mir einen Tee. Danke.«

Der Alte verbeugt sich und verlässt den Raum.

»Anselmo stand in den Diensten des Papstes«, sagt der Kardinal leise. »Ihm verdanken wir den Bericht über die letzten Stunden des verstorbenen Pontifex. Es ist ein Wunder, ein wahres Wunder, dass er mit dem Leben davongekommen ist.«

Hier unten in den Kellern kennen wir alle die Umstände, unter denen der Papst ums Leben kam. Die Geschichte wird immer wieder erzählt, in allen Einzelheiten. Seine letzte Ansprache vom Balkon aus, vor einem Petersplatz mit zweihunderttausend Gläubigen. Fünffmal so viele standen außerhalb der Kolonnaden oder knieten im Gebet. Der Papst hatte Gott um Gnade angerufen und Seinen Schutz für Rom und die Welt erfleht. Seine letzten Worte verloren sich im Heulen der Sirenen, die seit dem Zweiten Weltkrieg stumm gewesen waren.

Die Bombe war kurze Zeit später gefallen, fünf Kilometer nordöstlich des Platzes, und die Druckwelle hatte alles zertrümmert, die Kuppel ebenso wie Berninis Kolonnaden. Und die vielen Menschen auf dem Platz und außerhalb davon ... Sie waren verbrannt.

So heißt es jedenfalls.

So wurde es uns erzählt.

Niemand von uns war dabei. Wir haben es von anderen gehört, die es wiederum von Leuten wissen, die vielleicht, *vielleicht* an jenem Tag dort oben gewesen sind.

»Anselmo hat sich wie ein Verräter gefühlt, als er dem Platz den Rücken kehrte und zur nächsten Station der Metropolitana lief. Aber sein Bericht ist so wertvoll, dass es Gott gewesen sein muss, der an jenem Tag seine Schritte lenkte.«

Kardinal Albani schweigt, als der Alte mit einem Plastiktablett zurückkehrt, auf dem eine Tasse und ein Glas stehen. Erst als er ganz nahe ist, bemerke ich im Schein der Kerze auf dem Schreibtisch die langen Narben im Gesicht und die Brandmale am Hals.

»Danke, Anselmo. Ist schon Zucker drin? Zwei Würfel? Danke.«

Er sieht auf die dampfende Tasse hinab, atmet den Duft des Tees mit geschlossenen Augen ein und lächelt zufrieden. Dann hebt er die Lider und schüttelt schuldbewusst den Kopf.

»Ich weiß, ich sollte das eigentlich nicht. Es sind die letzten Beutel. Nachher gibt es keine mehr. Es ist unglaublich, dass wir überhaupt noch welche haben. Wie stellen wir es an, Anselmo?«

»Wir bewahren sie in einem Tiefkühlschrank auf, Eminenz.«

»Ah, ja. In einem Tiefkühlschrank. Danke, mein Lieber. Du kannst jetzt gehen.«

Als der alte Bedienstete erneut den Raum verlassen hat, setzt der Kardinal seine Erzählung fort.

»Seitdem sind wir ohne Papst. Die Apostolische Konstitution *Universi Dominici Gregis* regelt in allen Einzelheiten, wie nach dem Tod des Pontifex vorzugehen ist, aber eine Situation wie diese konnte natürlich niemand vorhersehen. Ich hätte den Tod des Papstes feststellen müssen, indem ich mit einem silbernen Hammer an seine Stirn klopfe und dreimal seinen Namen nenne, im Beisein des Zeremonienmeisters, des Sekretärs und des Kanzlers der Apostolischen Kammer. Doch vom Papst blieb nur Asche übrig, die der Wind forttrug. Soll ich versuchen, mit dem Silberhammer an den Himmel über Rom zu klopfen? Wenn ich ihn überhaupt hätte, den kleinen Hammer aus Silber ...«

Albani schüttelt den Kopf.

»Ich habe die Novendiali, die neuntägige Totenfeier zu Ehren des verstorbenen Papstes, allein zelebriert. In diesen Katakomben habe ich eine Handvoll Asche vom Rand der Stadt beigesetzt.«

Ich neige den Kopf. Das habe ich ebenfalls getan, vor meiner Ankunft in diesem Refugium. Niemand von uns weiß, was aus seinen Verwandten und Freunden geworden ist. Meine Eltern und meine Schwester waren in Boston, mein Bruder in Seattle. Vermutlich sind beide Städte Hauptangriffsziele gewesen. Bevor ich hierherkam, habe ich etwas Asche genommen und trage sie seitdem in einem kleinen Lederbeutel bei mir. Ich weiß nicht, von wem oder was die Asche stammt, von einem Mann, einer Frau oder einem Hund. Oder vielleicht von einem Baum. Aber es ist Asche von etwas, das einst lebte. Wenn die Wahrheit vor uns verborgen wird, wenn nicht über die Realität nachgedacht werden darf, müssen wir uns mit Symbolen begnügen.

Der Kardinal trinkt seinen Tee.

Ich hebe das Glas an die Lippen und schmecke das Wasser. Früher einmal hätte ich einfach getrunken, ohne einen Gedanken daran zu vergeuden. Aber heute ist reines Wasser kostbar, ein Geschenk, das man Tropfen für Tropfen würdigt.

Albani setzt die Tasse völlig lautlos auf die Untertasse.

Hier unten haben wir alle gelernt, leise zu sein. Oft ist es die einzige Möglichkeit, am Leben zu bleiben.

»Wie Sie wissen, John, hätte ich nach der Trauerzeit als Camerlengo die Kardinal-Elektoren zusammenrufen müssen, damit sie im Konklave den neuen Papst wählen. Aber es gab da ein Problem, und es existiert noch immer. Ich bin der einzige Kardinal. Mir sind keine anderen bekannt. Es könnten einige Kardinäle überlebt haben, irgendwo auf der Welt, aber für uns hier spielt das kaum eine Rolle. Allein kann ich kein Konklave stattfinden lassen. Seit über zwanzig Jahren ist der Heilige Stuhl leer. Wir haben keinen Papst. Aber vor zwei Monaten ...«

Albani unterbricht sich, und es folgen einige stille Sekunden. Dann formen seine Finger ein Dreieck, und er scheint jedes einzelne Wort sorgfältig abzuwägen, als er sagt:

»Vor zwei Monaten stieß ein Erkundungstrupp, der sich bei Ancona umsah – dort haben wir einen permanenten Außenposten eingerichtet –, auf einen Händler. Er war der einzige Überlebende einer aus Ravenna stammenden Karawane, deren fünf Wagen wenige Kilometer von unserem Außenposten entfernt in einen Hinterhalt gerieten. Der Händler konnte sich in ein Gebäude retten, einen alten Bunker an der Küste, dessen Stahltür barmherzigerweise offen stand. Ich rede von Barmherzigkeit, weil ich hier die Hand Gottes erkenne, die eingegriffen hat, um jenen Mann vor dem Tod zu bewahren.«

Hier unten erwähnen wir Gott nicht sehr oft, nur bei den Ritualen und Gebeten. Man könnte meinen, wir hätten unseren Glauben in Abschnitte eingeteilt: Bei bestimmten Gelegenheiten wenden wir uns an Gott, aber im alltäglichen Leben denken wir nur selten an Ihn.

Der Kardinal trinkt Tee. Ich halte das Glas in der Hand und bewundere die Reinheit des Wassers durchs Glas.

»Als die Schweizergardisten ihn fanden, war der arme Kerl halb verhungert und völlig verängstigt. Drei Nächte lang hat er draußen die Kreaturen gehört, wie sie um den Bunker schlichen. In der ersten Nacht machten die Wesen, die der Händler nicht beschreiben konnte, einen Festschmaus aus der Karawane. In der zweiten versuchten sie, die Tür des Bunkers aufzubrechen. In der dritten schienen sie verschwunden zu sein, doch als sich der Mann nach draußen wagte, wäre es einem auf der Lauer liegenden Geschöpf beinahe gelungen, ihn zu überwältigen. Als die Gardisten ihn entdeckten, hatte ihn das Entsetzen fast um den Verstand gebracht.«

Das kann ich mir gut vorstellen. Wir alle haben Geschichten über die Kreaturen der Nacht gehört. Es ist fast so, als hätten wir

sie mit eigenen Augen gesehen. Seit Jahren treiben sie sich in unseren Albträumen herum.

»Bevor er starb, hat er den Gardisten etwas Unglaubliches erzählt. Im Norden von Ravenna gibt es angeblich eine von Gespenstern bewohnte Stadt.«

»Solche Legenden sind weit verbreitet. Auch in Rom sollen ...«

»Bitte unterbrechen Sie mich nicht, Pater John.«

»Entschuldigen Sie.«

»Worauf es ankommt, sind nicht die Gespenster. Der Händler hat noch etwas anderes erwähnt, etwas, dem die Gardisten zunächst keine Beachtung schenkten. Er war nie selbst an jenem Ort, aber die Bewohner eines Dorfes in der Nähe von Ravenna – die Leute, die ihm von den Gespenstern erzählt hatten – sprachen auch davon, dass die Geister jemanden in den unterirdischen Gewölben der Stadt gefangen halten, einen hochrangigen kirchlichen Würdenträger.«

Albani legt eine Pause ein, um seinen nächsten Worten Nachdruck zu verleihen.

»Offenbar handelt es sich um den Patriarchen, und die Stadt ist Venedig.«

Venedig ...

Ich habe Venedig nie gesehen.

Obwohl ich die Hälfte meines Lebens in Italien verbracht habe. Aber es ist die falsche Hälfte gewesen, für Reisen nicht geeignet. Das Wort »Tourismus« hat sich derselben Kategorie hinzugefügt, die auch Begriffe wie »Hippogryph« und »Einhorn« enthält. »Venedig« ist für mich gleichbedeutend mit Atlantis. Mythische Stadt einer verlorenen Vergangenheit.

Ich bin vor dreiundzwanzig Jahren von Boston nach Rom gekommen. Damals war ich noch Student des St. John's Seminary, und die Studienreise nach Italien hätte nicht länger als ein Jahr

dauern sollen. Doch nach nur sechs Monaten brach der Krieg aus, und nach dem Krieg war Boston so unerreichbar wie der Mond. Die heiligen Weihen habe ich hier unten empfangen, zwei Jahre nach dem Leid. Eine knappe Zeremonie, ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte.

Von Italien habe ich nur wenig gesehen: den einen oder anderen Strand an der Küste Latiums, Neapel, Pompeji ... Heute ist die ganze Welt ein großes Pompeji. Asche und Dunkelheit. Es heißt, damals beim Ausbruch des Vesuvs hätte die emporgeschleuderte Aschewolke den Tag zur Nacht gemacht. Heute ist die ganze Erde in ein Leichentuch aus dunklen Wolken gehüllt. In unserer Welt – beziehungsweise in dem Teil, den wir von ihr sehen – herrscht Finsternis. Es wäre schön, sich vorzustellen, dass es woanders noch blauen Himmel gibt, Gras und Meere voller Leben. Doch das ist nur ein Traum. Die Wissenschaftler haben dies lange vorausgesehen und nuklearen Winter genannt. Es gab Bücher und Filme darüber. Aber so etwas zu *erleben* ist etwas ganz anderes.

Ich schüttelte den Kopf. »Es wird viel erzählt ...«

»Dies ist kein Gerücht. Die Schilderungen des Händlers enthalten zahlreiche Einzelheiten.«

»Es ist eine Geschichte, die auf anderen Geschichten basiert. Ravenna ist ein ganzes Stück von Venedig entfernt.«

»Neuigkeiten sprechen sich schnell herum. Wir Italiener sind immer sehr geschwätzig gewesen.«

Ich lächelte unwillkürlich. »Selbst wenn wir davon ausgehen, dass es den angeblichen Patriarchen tatsächlich gibt ... Warum haben Sie mich zu sich bestellt, Eminenz?«

»Sie bringen es direkt auf den Punkt. Nun gut. Ich habe Sie zu mir gebeten, weil Sie das einzige noch lebende Mitglied der Kongregation für die Glaubenslehre sind.«

Das stimmt. Und es stimmt auch, dass der alte Name der Kongregation für die Glaubenslehre *Heilige Inquisition* lautet.

Als Amerikaner, der in einem Klima der Gedanken- und Meinungsfreiheit aufgewachsen ist, fällt es mir schwer, mich in der Rolle eines Inquisitors zu sehen.

»Ich habe mein Amt nie ausgeübt. Hier unten mangelt es an Häresie und Ketzerei.«

Kardinal Albani ist nicht bereit, eine Ablehnung einfach so hinzunehmen.

»Aber Sie haben die Aufgabe übernommen.«

»Eine reine Formalität.«

»Bis heute.«

Albani trinkt erneut einen Schluck Tee und wartet.

Ich betrachte das Kreuz hinter ihm an der Wand. Es ist ein altes Kreuz, byzantinisch. Die Augen Christi wirken sehr traurig.

Schließlich spricht Albani wieder, langsam und bedächtig.

»Unsere Ressourcen sind begrenzt. Wenn bekannt würde, dass ich einen beträchtlichen Teil davon einsetze, nur um einem Gerücht auf den Grund zu gehen, müsste ich mit massiver Kritik rechnen. Meine Position ist alles andere als stabil. Hören Sie mir gut zu, und vergessen Sie meine Worte sofort wieder: Die in meinen Händen liegende Macht geht auf den Stadtrat zurück. Die Autorität der Kirche ist ... vom Leid untergraben. Unsere Abhängigkeit von der weltlichen Autorität wächst. Die Säkularen sind es, die der Bevölkerung zu essen und zu trinken geben. Unsere einzige Stärke ist die Schweizergarde. Gott bewahre, dass ihre Treue der Kirche gegenüber schwindet. Es wäre unser Ende.«

Er beugt sich über den Schreibtisch vor, näher zu mir, und spricht noch leiser. Sein Atem riecht nach Pfefferminz.

»Ich beabsichtige, Ihnen eine Gruppe aus sieben Schweizergardisten zu geben. Ein Fünftel der ganzen Streitmacht des Vatikans. Damit gehe ich ein enormes Risiko ein, was Ihnen einen deutlichen Hinweis auf die Bedeutung dieser Mission gibt. Offiziell rechtfertige ich es mit der Notwendigkeit, eine gefährliche

Häresie auszumerzen. Nur wir beide kennen den wahren Zweck der Mission. Ist das klar, Pater John? Nur wir beide.«

»Ich glaube, ich verstehe nicht ganz ...«

»Was meinen Sie?«

»Warum sollte der Stadtrat Ketzerei für wichtiger halten als die Suche nach einem Kardinal, der die Katastrophe überlebt hat?«

Albani lächelt wie ein Kind.

»Sie sprechen vom *offiziellen* Grund. Einigen Mitgliedern des Stadtrates werde ich ganz privat ins Ohr flüstern, dass die Mission auch dazu dient, wichtige Reliquien aus der Schatzkammer des Markusdoms zu bergen. Zusammen mit den heiligen Reliquien werden natürlich auch die Reliquiare in Gewahrsam genommen. Mit anderen Worten: mehrere Hundert Kilo an Gold und Edelsteinen.«

»Die in unserer gegenwärtigen Situation niemandem etwas nützen. Und es dürfte sehr schwer sein, sie hierher zu transportieren.«

Der Kardinal zuckt die Schultern. »Der Mensch ist ein sonderbares Wesen, Pater John. Wir lassen uns nicht immer von Vernunft leiten. Der Glanz von Gold hat auch heute noch seinen Reiz, vor allem für jene von uns, die nicht mehr ganz so jung sind. Was die logistischen Dinge betrifft ... Darum kümmern wir uns später.«

»Es gibt noch einen anderen Punkt, Eminenz, und zwar einen, den wir nicht unterschätzen sollten. Insgesamt *acht Mann* für eine solche Mission? Von hier bis Venedig sind es wie viele Meilen?«

Auch nach zwanzig Jahren habe ich mich noch nicht ans metrische System gewöhnt. Andererseits ... In unserer neuen Welt misst man die Distanz nicht in Meilen oder Kilometern, sondern in Schritten.

»Es sind fünfhundert Kilometer, mehr oder weniger. Kommt darauf an, in welchem Zustand die Straßen sind. Hauptmann Durand glaubt, dass sich die Strecke in vier Wochen zurücklegen lässt, wenn Komplikationen ausbleiben.«

»Wer ist Hauptmann Durand?«

»Der Kommandant der Ihnen zugeteilten Gruppe Schweizergardisten. Sie werden ihn bald kennenlernen. Er ist ein Mann mit großer Erfahrung.«

»Trotzdem, vier Wochen im Freien ...«

»Ich weiß. Das ist viel Zeit. Ich setze mein Vertrauen in Gottes Hilfe und die Fähigkeiten der ausgewählten Männer. Nun, Pater, wie lautet Ihre Antwort? Sind Sie bereit, sich auf den Weg nach Venedig zu machen?«

»Wie könnte ich ablehnen? Sie sind mein Vorgesetzter.«

»Dies sind schwere Zeiten. Glaube und Disziplin genügen manchmal nicht.«

Albani hebt und senkt die Schultern.

»Für mich sind sie ausreichend.«

Der dicke Kardinal seufzt erleichtert.

»Bevor Sie aufbrechen, möchte ich Ihnen etwas zeigen.«

Er wartet keine Antwort ab, steht auf und bedeutet mir, ihm zu folgen.

Er zieht einen anderen Vorhang beiseite, der von der Decke bis zum Boden reicht, und geht durch einen dunklen, schmalen Korridor.

Der Raum, den wir kurze Zeit später betreten, ist noch viel größer als das Arbeitszimmer des Kardinals. Das Licht von drei Kerzenleuchtern mit jeweils sechs Armen erhellt ihn bis hinauf zur Decke, die von zwei prächtigen Marmorsäulen gestützt wird. In diesem Raum bin ich schon einmal gewesen, vor so langer Zeit, dass es ein anderes Leben gewesen zu sein scheint.

»Dies ist die Krypta der Päpste«, sagt Albani leise und deutet auf die Grabnischen in den Wänden. »Hier sind neun Päpste des dritten Jahrhunderts bestattet, fast alles Märtyrer.«

Er nennt die Namen auf den Gedenktafeln: »Pontianus, Anterus, Fabianus, Lucius I., Eutychianus, Sixtus II. ... Außerdem ruhen hier auch Stephan I., Dionysius und Felix, aber ihre Grabplatten

wurden nie gefunden. Sie sind hier ebenfalls beigesetzt worden, in diesen Gemäuern. Einst nannte man die Krypta den »kleinen Vatikan«. Während der Zeit des Leids waren es vielleicht diese Reliquien, die uns hierher brachten, die uns anzogen wie ein Licht in der Dunkelheit. Es ist der heiligste Ort, der uns geblieben ist.«

Oft sind mir ähnliche Gedanken durch den Kopf gegangen, wenn ich mich gefragt habe, was mich veranlasste, ausgerechnet hier Zuflucht zu suchen, in der Calixtus-Katakombe. Ich habe sie vor der Katastrophe besucht und bin sehr davon beeindruckt gewesen. Ich hatte beschlossen, im Winter hierherzukommen, um den Touristenmassen zu entgehen, und ich erinnere mich an die erhabene Stille, die hier unten herrschte, in diesem riesigen unterirdischen Labyrinth: fast zwanzig Kilometer Gänge und Räume, manchmal in vier Etagen. Eine halbe Million Christen waren hier beerdigt, erzählte der Fremdenführer bei jener Gelegenheit. Nur eine Zahl, aber sie machte mich sprachlos. Heute staune ich erneut, darüber, dass dieser Ort, dieser gewaltige Friedhof, zu einem Refugium für das Leben geworden ist.

»Möchten Sie mit mir zusammen beten?«, fragt der Kardinal. Ohne meine Antwort abzuwarten, kniet er sich auf dem nackten Boden hin. Nach kurzem Zögern folge ich seinem Beispiel.

Albani faltet die Hände und neigt den Kopf.

»O Herr, der Du uns am Tag des Leids in Deiner unendlichen Weisheit eine schwere Last auf die Schultern gelegt hast, bitte lass die Bürde nicht zu schwer für uns werden, auf dass wir sie bis zum Schluss tragen können. Hilf unserem Bruder John und den Männern, die ihn bei seiner heiligen Mission begleiten werden. Zeige ihnen den Weg, und sei ein Licht für sie in der Finsternis, die sie durchqueren müssen. Möge Deine Kraft in ihren Beinen und Armen sein. Möge Dein Geist ihr Herz stärken, damit nichts und niemand sie aufhält. Beschütze sie vor dem Dämon des Mittags und den Schrecken der Nacht. Bring sie heil und gesund zu uns zurück.«

»Amen«, sage ich und mache das Zeichen des Kreuzes.

»Bitte helfen Sie mir aufzustehen.« Der Kardinal lächelt.

Ich halte seinen Ellenbogen und helfe ihm dabei, seine Körperfülle in die Höhe zu stemmen.

»Sehen Sie? Es fällt mir schwer, mit meinem eigenen Gewicht fertigzuwerden. Außerdem muss ich das der Kirche auf den Schultern tragen. Ich brauche die Hilfe von jemandem, der stärker und jünger ist als ich.«

Ich könnte darauf hinweisen, dass die katholische Kirche von heute nicht mehr die von früher ist. Es handelt sich nicht mehr um eine universale Entität. Oder vielleicht doch? Eigentlich beschränkt sich unser Universum auf das, was wir sehen, und es ist so groß, so weit unsere Schritte reichen. Die katholische Kirche beschränkt sich auf diese Katakomben.

Albani scheint meine Gedanken zu lesen, legt mir die Hand auf den Arm und sieht mir in die Augen. »Lassen Sie sich nicht vom äußeren Anschein täuschen. Glauben Sie nicht, die Kirche sei nur dies hier. Wie Sie wissen, kommt das Wort *katholisch* aus dem Griechischen und bedeutet ›das Ganze betreffend‹. Das ist unsere Mission, der Kern unserer Existenz. Unsere Aufgabe besteht darin, die Botschaft Christi in alle Ecken der Welt zu tragen.«

Ich könnte ihm antworten, dass die Rückkehr hierher, zu diesem Friedhof aus einer Zeit, als sich die Kirche Verfolgungen ausgesetzt sah und ihre Anhänger Löwen zum Fraß vorgeworfen wurden, ein großer Schritt zurück ist. Wie bei dem alten Brettspiel, bei dem ein falscher Würfelwurf dazu führt, dass man zum Ausgangspunkt zurückkehrt.

»In den letzten fünf Jahren haben wir eine stabile Basis außerhalb dieser Mauern eingerichtet. Und in den letzten beiden ist es uns gelungen, eine Reihe von Vorposten zu schaffen, im Norden bis nach Ancona. Die Stadt ist fast menschenleer, aber noch intakt, und sie hat sich als eine wertvolle Quelle an Ressourcen erwiesen. Von dort aus konnten wir Kontakt mit zwei anderen Ge-

meinschaften von Überlebenden aufnehmen, die größere von ihnen in Ravenna. Auch diese Stadt scheint während des Leids und danach kaum beschädigt worden zu sein. Es ist seltsam ...«

»Was ist seltsam?«

»Als das Römische Reich zu Ende ging, wurde Ravenna zu einem der letzten Vorposten der Zivilisation. Der Fall Roms machte Ravenna zur Hauptstadt.«

Wir kehren zum Arbeitszimmer des Kardinals zurück, zu dem Raum, der einst das Grab einer Heiligen war. Es ist ein sonderbar absurder Gedanke, dass die sterblichen Überreste der heiligen Cäcilia hier unten vielleicht intakt geblieben wären. Aber zu Beginn des neunten Jahrhunderts war der Leichnam zur Basilika Santa Cecilia in Trastevere gebracht worden, und jene Kirche ist heute ein Trümmerhaufen. Das Leid hat die Reliquie der Heiligen in Staub verwandelt.

»Nehmen Sie Platz«, sagt Albani.

Als wir sitzen, öffnet er eine Schublade des Schreibtischs und holt eine Ledermappe hervor, etwa so groß wie ein früheres Portemonnaie.

»Hier sind Ihre Referenzen und die Reise-Order, die Sie ermächtigen, in den von der Kirche kontrollierten Territorien auf jede mögliche Hilfe zurückzugreifen. Die Mappe enthält auch einen Brief an die Kirche von Ravenna. Bischof Giuliano wird Ihnen und Ihren Begleitern alles zur Verfügung stellen, was Sie für den letzten Teil der Reise brauchen. Und da wir gerade dabei sind ... Ich glaube, es wird Zeit, dass ich Ihnen Ihre Reisegefährten vorstelle.«

2

DURCH DEN STAUB

Wir wandern durch Gänge, einige von ihnen eintausendsechshundert Jahre alt, andere gerade erst gegraben. Sie führen in verschiedene Richtungen, was meinen Orientierungssinn auf eine harte Probe stellt. Manche dieser Korridore sind recht breit, mit Grabnischen und den Öffnungen anderer Gänge in den Wänden. Andere sind so schmal, dass man in ihnen das Gefühl bekommt zu ersticken. Der Camerlengo geht erstaunlich schnell für einen so korpulenten Mann. Nach zwanzig Jahren kennt er sich hier unten vermutlich so gut aus, dass er sich sogar mit verbundenen Augen zurechtfinden könnte. Die Kongregation für die Glaubenslehre, deren einziges Mitglied ich bin, hat ihren Sitz weit von hier entfernt, in der sogenannten Regione Liberiana der Katakomben, nördlich der Tunnel, in denen wir nach Osten unterwegs sind, wenn mich mein Orientierungssinn nicht trügt. Im matten Licht der wenigen Öllampen, die einen Teil der Dunkelheit aus dieser unterirdischen Welt vertreiben, sehe ich Spuren von Fresken, glänzenden Marmor und Worte, vor sechzehn Jahrhunderten von frommen Händen in den Stein geritzt. Einige dieser Grabinschriften habe ich nach der Übersetzung aus dem Lateinischen auswendig gelernt. Zum Beispiel die Worte auf Valentinas Grabstein, von ihren Eltern geschrieben: *»O Valentina, du Süße und Vielgeliebte, ich kann nicht aufhören zu weinen, und mir fehlen die Worte. Wem du dein Lächeln geschenkt hast, der trägt es im Herzen und vergießt noch mehr Tränen, denn es kann den Schmerz nicht*

lindern. Unversehens raubte dich der Himmel.« Oder die des kleinen Acuziano, der »etwa zehn Jahre lebte. Ruhe verdient in Frieden. In diesem Grab liegt ein Junge, der trotz seines geringen Alters mit kluger Zunge sprach. Ein Lamm, vom Himmel entführt und Christus gewidmet.«

Wenn wir auch nur die Initialen der Namen aller Kinder schreiben wollten, die durch das Leid umgekommen sind – die Wände dieser Katakomben böten nicht genug Platz. Nur wenige von ihnen wurden bestattet. Einer unserer Kundschafter hat davon berichtet, wie seine Gruppe eines Tages bei der Suche nach Lebensmitteln in einem Kindergarten ein Zimmer voller Kinderknochen fand. Ein Teppich aus Knochen. *Unter unseren Stiefeln zerbrachen sie wie Zahnstocher ...*

Wenn die Menschheit ausstirbt, was wahrscheinlich der Fall sein wird, könnte eines fernen Tages ein außerirdischer Archäologe eines unserer Refugien finden und sich fragen, wie der *Homo Callistianus* gelebt hat. Wie viele falsche Vorstellungen könnte er gewinnen, wenn er die Ansammlungen von Knochen findet? Und wenn er diese alten Gemäuer entdeckt, mit Spuren von Rauch an den Wänden ... Was wird er dann über uns denken? Wie wird er unsere Reste mit der Pracht der Ruinen in Verbindung bringen, die uns umgeben? Wird er erkennen, dass wir die letzten Erben einer zwei Jahrtausende alten Erhabenheit sind?

Den Alten Vatikan habe ich vor seiner Zerstörung nur von außen gesehen, wie ein beliebiger Tourist. Ich habe ihn mir voller Leben vorgestellt, voller Aktivität. Irgendwann einmal hat ein Schriftsteller gesagt, der Petersdom vermittele ihm kein Gefühl von Geistigkeit, sondern erinnere ihn eher an den Sitz des Verwaltungsrates eines multinationalen Konzerns. Wenn er Gelegenheit bekäme, den Neuen Vatikan zu sehen – wüsste er die Veränderung zu schätzen? Nachdem all der Luxus, das Gold und die kostbaren Gemälde verbrannt sind, nachdem atomares Feuer die Kirche gereinigt hat ... Verdienen wir jetzt mehr Respekt?

Ich trauere der Vergangenheit nicht nach. Das macht niemand von uns. Zumindest nicht offen. Wir müssen nach vorn blicken, immer nach vorn. Die Vergangenheit ist ein Mausoleum voller Geister.

Aber in uns, tief in unseren Herzen, bewahren wir die Erinnerungen an vergangene Zeiten wie ein Geizhals seinen Schatz.

Wir kommen durch Gewölbe, die als Lagerräume, Kantinen, Arsenale und Lesezimmer dienen. Die Schlaf- und Krankensäle befinden sich woanders, hinter Türen und Vorhängen. Fast niemand steht auf, als wir vorbeikommen. Nur ein Alter deutet eine Verbeugung an. Die meisten werfen uns argwöhnische oder sogar feindselige Blicke zu. Das Fehlen eines Papstes ist nicht gut für die Kirche. Viele vertreten ganz offen die Ansicht, dass sich der Camerlengo eine Macht anmaßt, die ihm nicht gebührt. Im Lauf der Jahre ist seine Autorität immer mehr geschwunden, und gleichzeitig wuchs der Einfluss des weltlichen Stadtrats, von dessen Zuwendungen die Kirche abhängt und auf den Albani schon seit einer ganzen Weile kaum mehr Einfluss hat. Die Politik ist immer eine Leidenschaft der Italiener gewesen, und das ist sie auch heute noch. Eine alte Tradition, wie die Mafia. Und der Rat hat eindeutig Ähnlichkeit mit der Mafia, denn er setzt sich aus den »historischen« Familien zusammen, denen wir die Einrichtung dieses Refugiums verdanken. Obwohl es eigentlich lächerlich ist, in diesem Zusammenhang von »historisch« zu sprechen, denn immerhin geht es hier um die letzten zwanzig Jahre.

Politik, Sex, Macht ... Alles Dinge, auf die ich verzichtet habe.

Am Feuer eines Gemeinschaftsraums hört man oft Gespräche über diese Neuordnungen der Macht und die dahintersteckenden Machenschaften. Früher einmal sprach man mit gesenkter Stimme darüber oder hinter vorgehaltener Hand, aber heute finden die Diskussionen ohne jede Zurückhaltung statt. Es ist das deutlichste Zeichen für Albanis Niedergang. Die drei Familien des Stadtrats haben nur deshalb noch nicht ganz einen Schluss-

strich gezogen, weil sie sich selbst einer schwierigen Situation gegenübersehen. Sie müssen den Übergang der Macht vom absoluten Despoten Alessandro Mori, der vor sechs Monaten gestorben ist, auf den Sohn Patrizio verwalten, der sich bei einer blutigen Fehde gegen seine Brüder Ottaviano und Mario durchgesetzt hat. Der Macht von Patrizio Mori fehlt es noch an Konsolidierung, und natürlich versucht der Camerlengo, daraus seinen Nutzen zu ziehen. *Intrighi sotterranei* nannte man dies einst, »unterirdische Intrigen«. Es könnte keinen angemesseneren Namen dafür geben.

Ich beobachte den plump und steif wirkenden Albani und komme nicht umhin, eine gewisse Bewunderung für ihn zu empfinden. Wenn man ihn so sieht ... Er scheint der Letzte zu sein, der imstande wäre, die Tragödien der vergangenen zwanzig Jahre zu überleben. Aber es ist ihm gelungen, die Kontrolle zu übernehmen und die kläglichen Reste der Kirche neu zu organisieren. Äußerlich zeigt sich nur wenig von seiner Größe, doch sie existiert. Er ist ein Mann, der sich einen Platz in den Geschichtsbüchern verdient hat.

Wir gehen lange und durchqueren Räume mit vielen Menschen, die sich seit Tagen oder Wochen nicht gewaschen haben. Der Gestank wetteifert mit dem allgegenwärtigen Geruch von Erde und Schimmel, und mir stockt fast der Atem.

Die Leute husten und sprechen leise miteinander. Hier unten ist niemand laut, und alle bewegen sich langsam in der allgemeinen Enge, die mehr der Kabine eines Schiffs ähnelt als einem Haus.

Besonders vermisse ich Musik. Als ich – noch vor dem Leid – durch die Straßen von Rom gewandert bin, war die Musik wie ein kontinuierlicher Strom, in dem man sich treiben lassen konnte, im Rhythmus der Stadt: Musik aus den Cafés, aus den offenen Fenstern der Autos. Stimmen von Frauen, die Wäsche zum Trocknen aufhängten, an Leinen, die weit oben Gassen überspannten. Überall erklang Musik; sie lag in der Luft, die man atmete.

Doch in diesen Gewölben ist es still. Man hört nie jemanden singen. Nie erklingt eine Melodie, als hätte jemand Musik verboten. Als wären wir alle in einer Trauer, in der es für Musik keinen Platz gibt.

Aber auch hier unten gibt es Freuden.

In manchen besonders dunklen Ecken stehen Paare, fast immer Mann und Frau, dicht aneinandergeschmiegt. Die Bewegungen und das Stöhnen sind unmissverständlich. Albani bleibt völlig gelassen.

»Kennen Sie den Ursprung des italienischen Verbs *fornicare*, Unzucht treiben?«

»Nein, Eminenz.«

Wir treten über einen zerlumpten Schlafsack hinweg, in dem zwei eng umschlungene Körper stecken.

»Dann habe ich eine Überraschung für Sie.«

Ich frage mich, ob er nur redet, um von dem abzulenken, was um uns herum geschieht, von den permanenten und freudigen Verstößen gegen das sechste Gebot.

Albani lächelt. Das gelbliche Licht einer Lampe gibt seinem Gesicht eine kranke Farbe; er sieht plötzlich aus wie ein lebender Toter.

»Als kleiner Junge hörte ich den Priester von der Kanzel »non fornicare« sagen, und ich dachte, es hätte irgendetwas mit Ameisen zu tun, die im Italienischen *formiche* heißen. Doch dann erklärte mir der Geistliche, damit sei »keine Unzucht treiben« gemeint.«

»Im Englischen gibt es keine doppelten Bedeutungen dieser Art. Das sechste Gebot lautet: *Thou shalt not commit adultery*. Du sollst keinen Ehebruch begehen.«

»Ja. Doch die Sache ist nicht so einfach. Man muss dabei den historischen und kulturellen Kontext berücksichtigen, in dem die Gebote entstanden. Das hebräische *Nef* bezieht sich nicht nur auf Ehebruch. Die Kirche hat dieser Interpretation Vorrang gegeben,

wegen der Verbreitung des Ehebruchs bei der monogamen Ehe. Doch im polygamen Umfeld, in dem die Zehn Gebote geschrieben wurden, bedeutete das Wort *Na'af* nicht nur Ehebruch, sondern jede Verfälschung des Verhaltens von Mann und Frau der eigenen Person oder anderen Menschen gegenüber. Ein *Nef* ist also ein Ehebrecher, Schurke und Betrüger, ein sittenloser Mensch, der gegen alle Arten von Regeln verstößt, auch sexuelle, aber nicht nur.«

Albani bleibt stehen. Eine aus zwei Männern und einer Frau bestehende Streife grüßt ihn, indem sie ihre langen Knüppel heben und kurz an die Mützenkappen klopfen. Es ist eine respektvolle Geste, und gleichzeitig ist sie auch respektlos.

Der Kardinal seufzt.

»Ich wollte Ihnen vom Ursprung des Verbs *fornicare* erzählen. Es geht auf das lateinische Wort *fornix* zurück: Bogen, im Sinne eines architektonischen Elements. Die Prostituierten boten ihre Dienste unter den Bögen der Arkaden an. Daher kommt das Verb.«

»Also hat es nichts mit Ameisen zu tun.«

»Nein. Interessant, nicht wahr?«

Wir kommen durch einen besser beleuchteten Bereich. In diesem überfüllten Zimmer stehen Bänke mit Waren, mit Kleidungsstücken und Dingen, die aus der Zeit vor dem Krieg stammen. Sie liegen auch in den Nischen, die einst den frühen Christen als letzte Ruhestätte dienten. Eine von ihnen ist gefüllt mit alten Comics und pornografischen Zeitschriften. Der Kardinal geht mit schnellen Schritten, ohne zur Seite zu sehen. Seine Fettleibigkeit weckt weder Respekt noch Frömmigkeit. Er trägt einen Overall, wie wir alle; nur die purpurrote Mütze weist darauf hin, wer er ist. Sie und seine zusätzlichen Kilos. Hier unten sind alle mager und im Großen und Ganzen gesünder als die Menschen vor dem Leid. Cholesterin, Zigaretten oder Auto-unfälle sind nicht mehr die wichtigsten Todesursachen. Und doch

stirbt es sich heute schneller als früher. Mein Professorenfreund hat mir einmal gesagt, dass heutzutage die meisten Menschen an zu viel Entspannung sterben – der Tod holt sie, weil sie nicht immer auf der Hut sind. Man muss immer wachsam sein, denn wir sind von Gefahren aller Art umgeben, und jede von ihnen kann das Ende bringen.

Gleichgültigkeit umgibt uns, als wir den Marktbereich durchqueren, und hier und dort trifft uns ein feindseliger Blick. Die nächsten Tunnel, durch die unser Weg führt, sind düster und fast leer. Wieder nehme ich den Geruch von Erde und Schimmel wahr. Wahrscheinlich liegt er auch auf uns, die wir hier unten leben, aber nach einer Weile gewöhnt man sich daran. In diesem Teil der Katakomben gibt es nur wenig Licht. Die Generatoren liefern nicht genug Strom, um überall das Äquivalent eines Tag-Nacht-Zyklus aufrechtzuerhalten. In weniger wichtigen Bereichen wie diesem verzichtet man ganz auf elektrisches Licht. Albani sucht in den Taschen seines Overalls und holt eine wiederaufladbare Lampe hervor. Ein wertvolles Objekt – ich habe gar nicht gewusst, dass es noch welche gibt. Es ist eine LED-Taschenlampe, und man lädt sie auf, indem man eine Kurbel dreht. Als sie neu war, brauchte man die Kurbel nur eine Minute zu betätigen, um für mehrere Minuten Licht zu haben, aber jetzt muss Albani sie ständig drehen. Trotzdem finde ich sie erstaunlich und heiße ihr Licht willkommen, obwohl es manchmal auf Erschreckendes fällt: das Grinsen eines zahnlosen Schädels oder einen Haufen Knochen in einer Grabnische. Hier und dort hängen Spinnweben wie Leichentücher von der Decke. Ein wahrer Horrontunnel. Gelegentlich berührt meine Hand etwas, das sich im Dunkeln bewegt. Eine Ratte vielleicht, oder etwas anderes. Es heißt, dass sich in der Finsternis schlimmere Geschöpfe als Ratten herumtreiben.

»Eine Sektion der Katakomben, die es zu erschließen gilt«, sagt Albani. »Eines Tages wird sie vielleicht zum Gegenstand von Im-

mobilienspekulation. Die Immobilienhändler sprechen in diesem Zusammenhang von einem »großen Potenzial.«

Ich weiß nicht, ob sich der Kardinal einen Scherz erlaubt oder es wirklich ernst meint. Ebenso wenig weiß ich, wie weit wir gegangen sind, vielleicht zwei Meilen, und auf verschiedenen Ebenen. Schließlich erreichen wir etwas, das mir wie eine Insel aus Licht erscheint, ein von Öllampen erhelltes Zimmer.

Albani hört auf, die Kurbel seiner Taschenlampe zu drehen.

»Bitte sehen Sie ihnen das etwas ... grobe Benehmen nach. Es sind Soldaten. Gute Manieren sind nicht unbedingt ihre Stärke. Was wissen Sie von der Welt dort draußen, Pater?«

»Sehr wenig. Ich kenne sie eigentlich nur aus den Berichten der Kundschafter.«

»Die Männer, denen wir gleich begegnen, wissen alles über das Draußen. Oder zumindest das, was dort fürs Überleben nötig ist. Eine bessere Eskorte können Sie sich nicht wünschen. Kommen Sie.«

Keiner der Männer scheint neugierig zu sein, als wir den Raum betreten.

Es ist ein kleines Zimmer, in dem es nur wenig Platz gibt. Das Licht stammt von zwei Öllampen und einem Dutzend Kerzen. Die Männer sitzen im Halbdunkel und wirken wie Statuen aus Wachs.

Albani lächelt, und mir fällt auf, wie sehr sich seine Korpulenz vom Körperbau dieser Männer unterscheidet, die mager sind wie Schakale oder streunende Hunde. Ich folge ihm, als er an ihnen vorbeigeht, als wollte er eine Parade abnehmen. Sie sind fast reglos, als müsste jede noch so kleine Bewegung sorgfältig erwogen werden.

Sechs Mann, unterschiedlich groß, und sie tragen unterschiedliche Arten von Tarnkleidung. Es fällt mir nicht schwer, ihren



Tullio Avoledo

Die Wurzeln des Himmels

Metro 2033-Universum-Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 592 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-31475-7

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2013

Der neue Roman in Dmitry Glukhovskys Bestseller-Reihe

Die Apokalypse hat stattgefunden, und ganz Europa ist verwüstet. Nicht nur in Moskau und Sankt Petersburg, überall haben sich die Menschen in die Tunnel unterhalb der Städte geflüchtet. Dort haben sie neue Zivilisationen errichtet – so auch in Rom, der Ewigen Stadt. Nun herrscht ewiges Dunkel in den Schächten und Tunneln der U-Bahn Roms, bis auf die Stationen, wo Menschen Nahrung, Licht und neue Hoffnung gefunden haben. Doch der Frieden währt nur kurz, denn aus dem Dunkel droht Gefahr ...



[Der Titel im Katalog](#)